

Bundestagung „Netzwerk Citykirchenprojekte“, Augsburg, 17.4.08

IMPULSREFERAT: Christian Nürnberger
"Super:VISION - Citykirchenarbeit aus anderer Perspektive"

Meine Damen und Herren,

als der Herr Wild mir zum ersten Mal eine Mail schickte und anfragte, ob ich vielleicht heute in Augsburg einen Vortrag halten möchte und dabei das Wort *Citykirche* fiel, habe ich spontan gedacht, dass ich das Wort *Citykirche* mit dem irgendwo aufgeschnappten Begriff *niederschwellige Angebote* verbinde und ich daher nicht glaube, dass ich der richtige Redner für diese Veranstaltung sein könnte, denn ich hasse das Wort *Angebot*, wenn es im Kontext von Kirche steht, noch mehr hasse ich das Wort *niederschwellig*, und am meisten hasse ich die Verbindung beider Wörter zum gern genommen Kirchensachwort *niederschwelliges Angebot*.

Das Wort *Angebot* habe ich bisher immer nur mit Krämerläden in Verbindung gebracht, die mir irgendwas andrehen wollen, und das Wort *niederschwellig* hat sich mir unauslöschlich eingeprägt, seit ich in einer Zeitungsmeldung gelesen hatte, dass in irgendeiner deutschen Großstadt ein Bordellbesitzer durch bauliche Maßnahmen und durch Vorschaltung eines Cafés potentiellen Kunden die *Schwelleanst* nehmen wollte. Daher ruft das Wort *niederschwelliges Angebot* zwei Assoziationen in mir hervor, von denen eine abscheulicher ist als die andere.

In der ersten Assoziation sehe ich Pfarrer und kirchliche Mitarbeiter, die in der Fußgängerzone stehen und so ähnlich wie die Scientology-Leute sich einzelne Passanten herausgreifen und so lange auf sie einreden, bis sie bereit sind, mitzugehen und in irgendeinem Hinterzimmer ein Formular zu unterschreiben, das sie niemals unterschreiben wollten. In der zweiten Assoziation sehe ich ältere dicke Männer, die auf der Reeperbahn versuchen, die Passanten in ihre zwielichtigen Etablissements zu locken.

Aus eben diesen Gründen habe ich mir nicht vorstellen können, dass mir irgend etwas einfallen könnte, was zum Vortrag auf der ökumenischen Bundestagung „Netzwerk Citykirchenprojekte“ geeignet wäre, und genau das habe ich dann dem Herrn Wild geantwortet.

Ich dachte, damit sei die Sache erledigt und ich würde nie wieder etwas vom Herrn Wild hören. Statt dessen kam schon kurz darauf eine fröhliche Mail von ihm, in der er schrieb:

Grüß Gott, Herr Nürnberger.

Herzlichen Dank für Ihre Zusage. Es freut mich sehr, dass Sie sich trauen, das Impulsreferat bei unserer Tagung zu halten.

Ich merke schon an Ihren Äußerungen zu „unterschwellig“ und „Angebot“, dass Sie uns tatsächlich etwas zu sagen haben.

Da habe ich mir gedacht. Na gut, dann komm' ich halt. Die werden schon sehen, was sie davon haben. Und jetzt bin ich da, und jetzt schau mer halt mal, was dabei herauskommt. Ob überhaupt was dabei rauskommt.

Anfangen möchte ich mit einer Geschichte, die zu erzählen mir meine Frau verboten hat. Als zweites möchte ich Ihnen erzählen, warum ich Ihnen die verbotene Geschichte erzählt habe. Danach werde ich kurz auf die Bischöfe schimpfen und dann die aufkeimende gute Stimmung sofort wieder killen, indem ich eine kleine, aber sehr fromme Bibelarbeit vortrage und anschließende versuche, endlich die Kurve zur Citykirchenarbeit zu kriegen. Es wird also ein sehr langer Vortrag, und später wird er auch ein bisschen langweilig, aber zum Schluss wird er dann wieder besser.

Aber jetzt zu der Geschichte, die zu erzählen mir meine Frau verboten hat. Die geht folgendermaßen: Ein englischer Graf reitet jeden Morgen aus seinem Schloss in den Wald. Immer, wenn er um die Ecke biegt, begegnet er einer wunderhübschen Dame mit Hündchen. Sie grüßen einander, aber mehr tut sich nicht. Der junge Graf würde zu gern mit ihr ins Gespräch kommen, weiß aber nicht, wie er das anstellen soll, erzählt es seinem Freund, und dieser sagt: „Ist doch ganz einfach. Streich dein Pferd grün an. Wenn du dann wieder an ihr vorbei reitest, und sie sieht dein Pferd, wird sie überrascht ausrufen: ‚Why did you paint this horse green?‘

Und du wirst antworten, weil du gehofft hattest, dass sie das fragen wird, und du damit endlich mit ihr ins Gespräch kommst. Sie wird gerührt sein, ihr werdet noch eine Weile miteinander sprechen und euch für den nächsten Abend zum Essen in der Stadt verabreden. Dort werdet ihr einander näher kommen, ihr werdet euch öfter treffen, ins Konzert gehen, ins Kino, Theater. Irgendwann wirst du sie zu dir auf dein Schloss einladen, und im Sommer macht ihr Urlaub in Manila. Dort werdet ihr am Strand liegen und zum ersten Mal miteinander Sex haben.“

„Toll“, sagt der Graf, „das mach' ich“. Noch am gleichen Tag streicht er sein Pferd grün an. Am nächsten Morgen begegnet er wieder der Dame seines Herzens, sie sieht das Pferd, und tatsächlich – sie fragt: „Why did you paint this horse green?“

Der Graf antwortet: „Because I want to fuck you in Manila.“

So zielstrebig, ergebnisorientiert und erfolgsversessen wie dieser Graf gehen heute die Parteien auf uns Wähler los, die Unternehmen auf ihre Kunden, und neuerdings auch die Kirchen auf ihre Mitglieder und nicht Nichtmitglieder. Marktpenetration lautet der Fachausdruck dafür. Und mittlerweile gehören auf ausdrückliche Empfehlung von McKinsey auch die Kirchen zu diesen Penetranten.

Darum ist die Welt voll von grün angestrichenen Pferden, die unter mannigfachen Namen mal als Event, mal als Talkshowpräsenz oder als Promi-Auftrieb und danach wieder als PR, Lifestyle oder Erlebnisgastronomie aufmerksamkeitsheischend an uns vorbeitreiben, und die Bischöfe gucken sich diese Pferdchen genau an in der Hoffnung, den einen oder anderen Wallach vielleicht auch mal für die eigenen Anliegen einspannen zu können.

Sie tun das, seit die Leute von McKinsey ihnen eingeredet haben, sie müssten die Kirche als ein Unternehmen betrachten, das auf dem Markt der Weltanschauungen und Religionen nach allen Regeln der Kunst etabliert werden müsse. Und dazu sei es nötig, sein Personal zu professionalisieren, ihm eine Servicegesinnung anzutrainieren und es dazu zu kriegen, die Leute als Kunden anzusprechen. Das Pfarramt soll in eine professionell gemanagte Sinnvermittlungsagentur umgewandelt werden.

Wer das tut, der muss sich über eines im Klaren sein: Wenn er mich als Kunden anspricht, dann verhalte ich mich auch wie ein Kunde, nämlich ökonomisch. Das heißt: ich versuche möglichst viel zu bekommen und dafür möglichst wenig zu geben. Geiz ist geil, und wenn's was umsonst gibt, überwindet man seine Schwellenangst und schaut halt mal rein.

Das ist – nebenbei – die genaue Umkehr dessen, was Jesus getan hat. Der hatte die Latte ungeheuer hoch gehängt, der wollte von jedem das Maximum, nämlich sein Leben. Und was er dafür zu bieten hatte, das war das Kreuz, Hohn, Spott und Verfolgung. Selbstverständlich erscheint so etwas dem durchschnittlichen, normalen Zeitgenossen als der Gipfel der Verrücktheit.

Ich verstehe daher, dass die Pfarrer und Bischöfe unter dieser Verrücktheit, diesem ökonomischen Unsinn leiden. Aber auf diesem „Unsinn“, dieser Torheit des Kreuzes gründet die Kirche. Als Jesus am See Genezareth Petrus fischen sah, sagte er: Folge mir nach. Er sagte nicht: Hey, ich geb heut' Abend eine coole Party, das ist der Event des Jahres, komm' doch heut' Abend mal vorbei, wenn du gerade Zeit hast, sondern er sagte: Hör' jetzt auf zu fischen, sofort, fische überhaupt nie mehr, häng' deinen Beruf an den Nagel und folge mir in eine ungewissen Zukunft. Und Petrus, dieser Verrückte tut das.

Jeder Vernünftige sagt sich: Das kann nicht gut gehen. Und es ging ja auch nicht. Die Sache endete am Kreuz, zuerst für Jesus, später für Petrus. Die Vernünftigen haben also recht. Aber: Der verrückte Entschluss des Petrus, seine sichere Existenz aufzugeben hat, hat die Existenz von Generationen von Pfarrern und Bischöfen bis heute gesichert, und neuerdings wird damit sogar die Existenz von Unternehmensberatern gesichert.

Aber heute sind Pfarrer und Bischöfe dabei, das Gegenteil, das „Vernünftige“ zu tun. Sie wollen die Existenz der Kirche dadurch sichern, dass sie ihre Kirche als Nützlichkeits-Organisation etablieren, als Unternehmen, das seine Botschaft als eine Ware anbietet, deren Wert in ihrer Funktionalität für einzelne, Gemeinschaften und Staaten liegt. Sie wollen den Leuten weismachen, eine Mitgliedschaft in der Kirche rechne sich, zahle sich aus.

Kann man machen. Man darf sich dann aber nicht wundern, dass die Falschen kommen.

Wenn ich sage: Kommt zu mir, hier gibt's was zu konsumieren, einen Event, etwas fürs Herz, für den Kopf oder den Bauch, dann kommen die, konsumieren wollen, die Passiven, die betreut werden möchten, die etwas geboten bekommen wollen, und dann muss ich beständig dafür sorgen, dass sie wieder kommen, und dabei wird man merken, dass dieser Kunde von heute verwöhnt ist, schwer zufriedenzustellen, flatterhaft, untreu und oberflächlich. Der kauft heute hier, morgen dort, will heute dies und morgen das.

Dieser moderne Sinn-Nachfrager von heute möchte dann bitteschön, wie überall, aus einem großen Sortiment auswählen können, und darum tut die Kirche gut daran, in ihren christlichen Spezialitätenhandel auch islamische, sufitische, buddhistische und esoterische Produkte aufzunehmen. Und das eigene originäre Angebot muss beständig um-designet, den wechselnden Bedürfnissen des Marktes angepasst werden, und der Pfarrer bzw. Verkäufer muss einen Riecher dafür entwickeln, wenn es mit dem Spiritualitäts-Hype zu Ende geht und ein neuer Hype sich ankündigt.

Das Evangelium muss von allerlei anstößigen, geschäftshemmenden Verunreinigungen befreit werden, beispielsweise von dem maßlosen Anspruch Gottes aufs Ganze der menschlichen Existenz. Auch die Bibel sollte man einer Revision unterziehen. Wer mir nachfolgt, der nehme sein Kreuz auf sich – solche und ähnliche Sprüche, auch die Opferungsgeschichte von Isaak und Abraham und viele weitere Geschichten bedeuten für den modernen Zeitgenossen eine unannehmbare Zumutung. Also

weg mit solchen Zumutungen. Der Kunde zahlt doch nicht dafür, dass er sich Ärger einhandelt und sein Leben beschwerlicher wird. Wellness, Wohlfühlen ist angesagt, Probleme will der Kunde loswerden. Wer ihm statt dessen neue Probleme aufhalst, hat keine Ahnung vom Geschäft.

So denkt McKinsey. So soll die Kirche denken, rät McKinsey.

Soll sie denn nicht so denken? Soll sie denn nicht versuchen, die Kirchen wieder voll zu kriegen?

Doch. Soll sie. Leute in die Kirche locken finde ich prinzipiell gut. Finde ich viel besser, als sie in ein Scientology-Hinterzimmer zu locken. Finde ich auch besser, als sie in zwielichtige Etablissements zu locken.

Aber mit ihren eigenen Mitteln und ihrer eigenen Sprache soll die Kirche die Menschen in die Kirchen zurückholen, nicht mit den Methoden und Vokabeln von McKinsey. Die Frage ist doch, was macht man mit den Menschen, wenn man sie mit den Methoden von McKinsey reinbekommen hat in die Kirche? Warum will man sie überhaupt drinhaben in der Kirche? Doch wohl nicht etwa nur, um neue Beitragszahler zu gewinnen. Aber wozu dann? Was ist denn der Sinn des Ganzen?

Der Sinn des Ganzen kommt von diesem Jesus. Der war Jude und wurde gekreuzigt, weil er seinem Volk den Vorwurf gemacht hat, den Auftrag Gottes seit 1200 Jahren immer wieder verraten zu haben.

Was war denn dieser Auftrag? Wozu braucht Gott überhaupt ein Volk? Was ist der Sinn dieser Unternehmung namens Volk Gottes?

Die Antwort darauf finden wir in den Exodusgeschichten. Sie sind das Zentralmassiv der Bibel. Sie bergen den Ursprung der Idee, dass ein gerechter, gütiger Gott, der es gut mit den Menschen meint, in die Geschichte eingreift, sich ein Volk erwählt und fortan durch dieses Volk in der Welt handelt. Das Zentralmassiv hat zwei Spitzen, zwei Lehrstücke, die untrennbar zusammengehören: Das erste Lehrstück, der Exodus aus Ägypten, handelt von der Emanzipation, der Befreiung aus aufgezwungener Knechtschaft, aber das zweite Lehrstück sagt: In bloßer Emanzipation kann man nicht verharren. Der Befreiung muss notwendig eine neue, selbstgewählte, freiwillig eingegangene, lebenslange Bindung folgen. Davon erzählt die Geschichte vom Bund am Sinai.

Erzählt wird sie in der Sprache der Mythen, mit einer ungeheuren Bildkraft. Es blitzt und donnert und kracht, die Erde bebt, Vulkane rauchen, und der Himmel verfinstert sich, es geht um Leben und Tod, Angst und Gefahr, Versuchung und Bewährung, und natürlich ist der Held der Geschichte Gott, der immer hilft, *mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm und mit großem Schrecken, durch Zeichen und Wunder*, und seinem Volk vorauszieht, am Tag in einer Wolkensäule, nachts in einer Feuersäule, und der nun, nachdem er bisher immer nur Mose erschienen war, dem ganzen Volk erscheinen will, um ihm den Eid abzunehmen, es für immer an sich zu binden.

Das Volk versammelt sich am Fuß des Berges Sinai – die erste Gemeindeversammlung der Welt. Gottes Erscheinen kündigt sich an mit Donnern und Blitzen. Eine dicke Wolke senkt sich auf den Berg, und zu hören ist der Ton einer starken Posaune. Rauch steigt auf. Feuer dringt durch die Wolke. *Der Posaune Ton ward immer stärker.* (2 Mose 19, 18) Der Berg zittert, die Erde bebt. Oben, am Gipfel, ist Gott angekommen.

Gott ruft Mose. Der steigt hinauf.

Als Mose wieder hinabsteigt zu seinem Volk, mit zwei Tafeln in der Hand, ist die Welt eine andere.

Zu Recht zittern ab jetzt die Herrscher dieser Welt, zu Recht fürchten sie Versammlungen des Volkes, zu Recht lassen sie das Volk bespitzeln, damit sie „Zusammenrottungen“ schon im Vorfeld zerschlagen können, denn was Mose da in seinen Händen hält, diese zwei Tafeln, von Gott selbst geschrieben, stürzt alles um, was bisher galt.

Bisher galt das Rudel- und Urhordenprinzip. Es hatte sich als für das Überleben vorteilhaft erwiesen, eine Hierarchie auszubilden, mit einem Rudelführer an der Spitze und einem Underdog und Sündenbock am unteren Ende. Rudelführer wird, wer die größte Beute macht.

Nach diesem natürlichen Prinzip haben auch die ersten menschlichen Urhorden funktioniert, und später, als man sesshaft geworden war, Ackerbau und Viehzucht betrieb, Lesen und Schreiben lernte, wurde das Prinzip nicht abgeschafft, sondern fortentwickelt, verbessert, kultiviert und perfektioniert. Priester verliehen jetzt dem Prinzip die religiöse Weihe, beschrieben das Natürliche als göttlich. So bildeten sich ab etwa dem fünften Jahrtausend vor Christus die ersten Hochkulturen in Mesopotamien, Ägypten, Indien und China. Aus ihnen entstanden die ersten Weltreiche. Sie wurden wieder zerstört und gingen unter, wenn in der Nachbarschaft ein besserer Rudelführer heranwuchs, der sich beim Beutemachen raffinierterer Herrschaftstechniken bediente, klügerer Taktik, intelligenterer Strategien und modernerer Waffen.

Nachdem Gott diesem gegenseitigen Sich-Bekriegen und Erobern und Vernichten ein paar Jahrtausende lang zugeschaut hatte, sagte er: Ich will mir ein Volk erwählen, das der Welt zeigt, dass es eine intelligentere Lösung gibt.

Diese Lösung trug Mose mit seinen zwei Tafeln vom Berg herunter. Man muss, um heute noch ermesen zu können, was das damals bedeutet hat und heute noch bedeutet, die biblischen Texte frei in unsere Sprache übersetzen. Und in dieser Sprache hat Mose den ehemaligen Sklaven sinngemäß gesagt: Ihr seid freie Wesen. Ihr könnt wählen, ob ihr eurer inneren Natur gehorchen wollt, ob ihr euch von euren Genen und euren Wünschen nach Geld, Macht und Sex versklaven lassen wollt, oder ob ihr dem Pharaon in euch den Gehorsam aufkündigt. Ihr seid in der Lage, euch frei zwischen zwei grundverschiedenen Prinzipien zu entscheiden. Ihr könnt dem Ruf der Urhorden und euren Trieben folgen oder euch aus freiem Entschluss an andere Ziele binden, an Gerechtigkeit beispielsweise, Gleichheit oder Achtung und Respekt vor dem anderen. In dieser Wahlfreiheit liegt der Unterschied zwischen Mensch und Tier. Und die Möglichkeit von Würde. Jetzt entscheidet.

Und Israel entschied sich. Gegen den Zwang der Natur. Für die Freiheit Gottes. Zum ersten Mal in der Geschichte gab es Freiheitskämpfer, die nicht deshalb rebellieren, damit sie sich nach erfolgreicher Rebellion selber zu Herren über die anderen aufschwingen, sondern damit dieses ewige übereinander Herrschenwollen ein für alle mal aufhört. Dies ist gemeint, wenn vom *Gesetz*, der *Tora*, die Rede ist.

Wir haben uns angewöhnt, unter Gesetz die zehn Gebote zu verstehen und die vielen Rechts- und Kultvorschriften, aus denen das Alte Testament besteht. Wir vermögen in diesen Geboten kaum etwas anderes zu erkennen als die israelische Variante des auch in anderen Völkern gemachten Versuchs, die Regeln für das Zusammenleben der Menschen auf eine vernünftige Basis zu stellen.

Das ist zunächst auch so. Und doch ist es darüber hinaus noch ganz anders. Was uns heute als Israels Gesetz in der Bibel vorliegt, ist natürlich nicht im zwölften Jahrhundert vor Christus gleich nach der Flucht aus Ägypten Mose von Gott am Berg Sinai auf zwei Tafeln überreicht worden. Das Gesetz ist auch kein Produkt der Flüchtlinge, das sie in der Wüste und danach fertig konzipiert haben. Diese ganze Sinai-Geschichte ist schon wieder Mythos, eine spätere Konstruktion.

Und natürlich hat Israel dabei nicht bei Null angefangen. Schon in den ersten mündlichen Überlieferungen stecken außerisraelische Einflüsse, Erfahrungen der anderen Völker, Weisheiten älterer Kulturen. Das junge Israel bedient sich aus dem Vorhandenen, prüft es, übernimmt, was es für gut hält, scheidet aus, was es nicht brauchen kann, ergänzt den Rest durch immer mehr Eigenes, lässt sich dabei traumwandlerisch sicher von den Ägypten- und Wüstenerfahrungen leiten und formt daraus sein spezifisch israelisches Gesetz, das sich am Ende dann doch signifikant von den Regeln der anderen unterscheidet.

Und in diesem Unterschied liegt die Pointe, um derentwillen man vielleicht doch lieber Christ als Buddhist oder Hinduist ist. Am Ende wird da nämlich in Stein gemeißelt: Die Herrschaft von Menschen über Menschen muss ein Ende haben. Gott soll über alle herrschen, nur er allein. Er allein soll verehrt werden, kein König, kein Priester, kein Götze soll ihm Konkurrenz machen dürfen. Alle sind gleich. Es darf keine Armen geben. Gerechtigkeit soll herrschen. Dieser Gedanke ist so neu und unerhört, und so folgenreich, dass der Bundesschluss unter Donner, Rauch, Blitz und ein vulkanisches Beben tatsächlich das angemessene Bild für diesen Vorgang ist.

Die neue Ordnung, an der das Volk seit dem Zug durch die Wüste arbeitet, schält sich im Lauf der Zeit immer mehr als Gegenmodell zu Ägypten und den kanaanäischen Königsdiktaturen heraus. Alles, was sich dieses Volk als neue Regel setzt, läuft in der Begründung regelmäßig auf die Erinnerung an Ägypten hinaus nach dem Schema: In Ägypten war es so, und darum machen wir jetzt in Israel das Gegenteil.

In Ägypten fühlten sie sich wehrlos, schwach und fremd. Dort hatten sie erfahren, dass sich die Menschheit in zwei Klassen teilt: in jene, die die Peitsche schwingt, und in jene, über die sie geschwungen wird. Treten oder Getretenwerden, Gewinnen oder Verlieren, Hammer oder Amboss sein – gegen diese scheinbar natürliche Ordnung der Welt setzte Israel sein großes „Hier nicht!“ Darum gilt jetzt das Gesetz: *Den Fremdling sollst du nicht bedrängen noch bedrücken; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen im Land Ägypten.* (2 Mose 22, 20) Und: *Ihr sollt keine Witwen und Waisen bedrücken.* (2 Mose 22, 21)

Wenn ein Schuldner dem Gläubiger das einzige Obergewand als Pfand gegeben hatte, so musste der Gläubiger das Pfand vor Sonnenuntergang wieder zurückbringen, damit der Schuldner in der Nacht nicht friere. Tags darauf durfte das Gewand vom Gläubiger wieder zurückgefordert werden, bis zum nächsten Sonnenuntergang.

Durch manche Vorschriften der Tora schimmert noch heute eine unüberbietbare Menschlichkeit: Ein Mann, der gerade erst geheiratet hat, darf nicht zum Wehrdienst eingezogen werden, weil der Dienst an seiner Familie wichtiger ist und er seine Frau erfreuen soll.

Es darf keine Armen, keine Unterdrückten und keine Benachteiligten mehr geben in der neuen Welt, die jetzt entsteht. Der Wüste, dem Normalzustand, will dieses Volk eine Oase abtrotzen, deren Regel der Ausnahmezustand sein wird. Dazu erfand Israel das „Sabbatjahr“, ein sensationelles Instrument der Sozialpolitik. Alle sieben Jahre musste den Schuldnern die Schuld erlassen und die Verteilung des Ackerlandes neu verlost werden. Danach konnte das Monopoly von neuem beginnen, aber nach sieben Jahren erhielt der Verarmte zurück, was er an den Reichen verloren hatte. So bekämpfte Israel die Macht des Schicksals.

Wer heute die Praktizierung dieser Methode vorschläge, liefe Gefahr, in die Psychiatrie eingeliefert zu werden. Man stelle sich nur einmal vor, jemand würde fordern, am Starnberger See sollten alle sieben Jahre die Seegrundstücke neu verteilt werden. Oder wenigstens, die Erben sollten den Platz am Ufer der Allgemeinheit zurückgeben.

Aus ihrem alten Leben in Ägypten kannten die israelischen Rebellen die bewunderungswürdigen Kulturleistungen der alten Völker, sie kannten aber auch den Preis: Es war ihr Schweiß, ihr Blut, ihre Gesundheit, ihr Leben, das für den Bau dieser großartigen Kultur verbraucht wurde. Kultur war immer nur möglich auf der Basis einer ausgebeuteten, selber von Kultur ausgeschlossenen Masse. Noch Friedrich Nietzsche hielt das für eine Art Naturgesetz. Kultur ist für ihn an Aristokraten gebunden, die über freie Zeit, Muße, Geld und Macht verfügen. Kultur erfordert Bildung und Geschmack. Diener, Lakaien, Sklaven haben das nicht, und darum brauche man sie mit sozialen Wohltaten nicht behelligen, meinte Nietzsche.

Schon jene ehemaligen Sklaven haben, als sie sich ihrer Fesseln entledigten, darüber nachgedacht, ob das stimmt. Und ihre Antwort war der Sabbat. Sechs Tage in der Woche arbeitete Israel. Ganz Israel. Es gab keine Oberschicht, die der Arbeit enthoben war. Sechs Tage in der Woche gehörte ganz Israel zur Unterschicht. Aber am siebten Tag gehörte ganz Israel zur Oberschicht, war jeder und jede ein Herr und eine Herrin, sogar der Knecht und die Magd, ja sogar die Tiere.

Am Sabbat erinnerte sich ganz Israel seiner Geschichte. Man erzählte einander, las in alten Texten, versammelte sich öffentlich. Keiner wurde ausgeschlossen. Bildung für alle war nie ein erklärtes Ziel, sondern eine Nebenwirkung der gemeinsamen Sabbatheiligung. Durch sie lernte das ganze Volk, dass es sich Voraussetzungen verdankt, die es selbst nicht geschaffen hat und selbst niemals schaffen kann.

Darum stehen der Sabbat und der Sonntag stellvertretend für alles Humane, alles Soziale, alles Recht, das der von Natur aus barbarischen Wirklichkeit seit dem Exodus abgetrotzt wurde und immer wieder neu abgetrotzt werden muss. Im jüdischen Sabbat und im christlichen Sonntag steckt der Überlebenscode, und wer den Sonntag abschafft, weil er dessen Sinn nicht mehr versteht, ihn daher als Wettbewerbshindernis betrachtet und als verlorenen Arbeitstag verrechnet, verrechnet sich fundamental und bringt sich um seine Zukunft.

Dass zu den Opfermahlzeiten die Armen, Fremden, Witwen und Waisen eingeladen werden mussten, war eine unerhörte Neuerung, deren Bedeutung wir satten Wohlstandsbürger gar nicht mehr richtig ermessen können. Sogar die besser gestellten Handwerker und Bauern konnten sich gebratenes und gekochtes Fleisch nur zu besonderen Anlässen leisten, die ärmeren überhaupt nicht. Aber bei den Schlachtopfern, bei denen ein kleinerer Teil verbrannt und der größere Teil gegessen wurde, kamen die Armen in den Genuss von Fleisch und machten dadurch die Erfahrung, dass Gott tatsächlich alle satt macht und die Feste zu Ehren Gottes wirklich mit Genuss und Freude verbunden sind.

Der Sinn des Sabbats lag nicht nur im Ausruhen, nicht nur in der Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten und nicht nur in der regelmäßigen Selbstvergewisserung Israels als Volk Gottes, sondern vor allem in dessen Alleinverehrung. *Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen.* (2 Mose 20, 5) Das ist das erste Gebot, die zentrale Dienstvorschrift des Volkes Gottes, um die herum die Tora wuchs.

Das ist nicht bloß ideell oder spirituell gemeint, sondern ganz materialistisch. Den Gegensatz zwischen Sonntagsreden und Alltagshandeln gibt es hier nicht. Was am Sabbat gesagt wird, muss werktags gemacht werden. Eine zweigeteilte Wirklichkeit, wie sie bei uns heute üblich ist – zu Hause in der

Familie und in der Freizeit bin ich Christ und diene Gott, draußen in der Welt und im Job stehe ich unter einem anderen Gesetz, bin Profi und Heide und diene meinem renditeorientierten Unternehmen –, war in Israel undenkbar. Man kann nicht zwei Herren gleichzeitig dienen. Weil das nicht sein darf, muss auch das Unternehmen dienstverpflichtet und Gott unterstellt werden, und dieses wäre dann etwas völlig anderes als der Betrieb, den wir Marktwirtschaft oder Kapitalismus nennen, und dem zu dienen die meisten von uns verpflichtet sind. Darum handelt es sich bei der jüdisch-christlichen Botschaft auch heute noch um eine höchst subversive Botschaft. Unsere heutige Art des Wirtschaftens hat vor dieser Botschaft keinen Bestand.

Ein Leben unter Gott darf keinen Bereich der Wirklichkeit aussparen. Es geht ganz materiell und diesseitig zur Sache. Der Bund mit Gott ist keine Angelegenheit des bloß Geistigen, Innerlichen, das sich ins Jenseits hinüberspiritualisiert oder sich in Herz und Gewissen hinein verflüchtigt. Vielmehr muss dieser Bund sich in der Welt in materiell wahrnehmbaren Strukturen manifestieren.

Eine schöne Liturgie und eine künstlerisch anspruchsvolle Messe, die das Herz des Ästheten höher schlagen lässt, mag eine hübsche Sache sein, aber wenn ihr keinerlei Realität entspricht, wenn die Welt da draußen eine ganz andere ist als die Welt, die da drinnen in der Kathedrale zelebriert wird, ist die schönste Messe wertlos.

Es geht um den Aufbau einer neuen Weltordnung, nicht um bloße Religionsausübung. Was Gott von bloßer Religionsausübung hält, wenn es im Alltag der Frommen nicht stimmt, hatte schon der Prophet Amos vor 2.250 Jahren formuliert: *Ich hasse, ich verachte eure Feste und mag eure Festversammlungen nicht riechen! Wenn ihr mir gleich euer Brandopfer und Speisopfer darbringt, so habe ich kein Wohlgefallen daran, und eure Dankopfer von Mastkälbern schaue ich gar nicht an. Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder, und dein Harfenspiel mag ich gar nicht hören! Es soll aber das Recht daherfluten wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein unversiegbarer Strom!* (Amos 5, 21-24)

Gerechtigkeit soll daherfließen wie ein Strom – dieses Wort hat übrigens 22 Jahrhunderte später Martin Luther King in seiner allerersten Rede zitiert, als er begonnen hatte, für die Rechte der Schwarzen zu kämpfen.

Kümmert euch zuerst um eine gerechte Weltordnung, und danach berauscht euch meinerwegen an schönen Messen, sagt Amos, der viele seiner Zeitgenossen in tiefster Armut leben sieht, während die Reichen sich auf *elfenbeinverzierten Polsterbetten* räkeln, das zarte *Fleisch von Lämmern und Mastkälbern* essen und *den Wein kübelweise trinken* (Amos 6, 3-6). Er spricht auch aus, dass dieser Reichtum nicht in jedem Fall ehrlich erworben wurde, sondern durch Betrug – Fälschung der Waage, Verringerung des Maßes, Beimischung von Spreu unter den Weizen – zustande gekommen ist.

Darum besteht die Tora nicht nur aus Kult-, sondern auch aus Alltagsvorschriften. Die Steuern, die Gerichtsbarkeit, das Erbrecht, die soziale Fürsorge und die kommunale Organisation sind ebenso ein Thema wie die Behandlung des Viehs, der Bau von Dachterrassen, die Rasur, der Haarschnitt, die Zubereitung von Speisen, das gerechte Wiegen oder eine Verordnung über Vogelnester. Israel muss wissen, was von morgens bis abends zu tun ist, um das große Ziel zu erreichen, und eben dafür gibt es die Tora, das neue Gesetz.

Es ist kaum vorstellbar, dass dieses Gesetz so entstanden ist, wie es in der Bibel erzählt wird. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass Mose von einem Berg heruntergekommen ist, mit zwei Tafeln in der Hand, und dem Volk gesagt hat: Hier steht das Gesetz Gottes, und jetzt will er von euch wissen, ob ihr

es annehmt. Es ist nicht einmal gewiss, ob Mose überhaupt jemals wirklich existiert hat. Daher ist es eigentlich auch ausgeschlossen, dass ein ganzes Volk sagt: Wir sind ein demokratischer und sozialer Rechtsstaat.

Und doch steht genau dies im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und in zahlreichen anderen Verfassungen demokratischer Länder. Es hat eine Weile gedauert, bis die Sinaigesetze bei uns angekommen sind und ihnen Geltung verschafft wurde. Aber jetzt existieren sie wirklich, obwohl wir nicht genau sagen können, wie es dazu gekommen ist.

Demokratische Verfassungen sind etwas sehr Kostbares. Wir sollten sie hüten wie unseren Augapfel. Vor allem aber besteht immer eine Kluft zwischen der Wirklichkeit, wie sie ist, und wie sie nach der Verfassung sein sollte. Wir sollten dafür kämpfen, die Lücke zu schließen.

Diese Kluft zwischen dem Gesetz und der Wirklichkeit gab es auch in Israel, und es war Jesus, der das kritisierte. Zwölfhundert Jahre nach Mose sprach Jesus aus, was offensichtlich ist: Von der alten Utopie – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Wohlstand für alle, es darf keinen Armen geben, keine Herrschaft über Menschen, keine Ausbeutung, keine Unterdrückung – ist sein Volk so weit entfernt wie eh und je. Es gibt wenige Reiche und viele Arme. Und es hat sie immer gegeben in Israel. Schon die Propheten hatten das kritisiert. Das Sabbatjahr wurde so gut wie nie praktiziert. Die Witwen und Waisen wurden nicht beschützt, die Fremden manchmal versklavt.

Seit mindestens einem halben Jahrhundert kennt das Volk sein Gesetz, weiß, was zu tun ist, tut es auch, aber nur bis zu einer gewissen Grenze. Überall dort, wo die eigenen vitalen Interessen tangiert sind, weicht es aus und befolgt dafür mit um so mehr Eifer jene religiösen Vorschriften, die nicht so weh tun. Auch die Priester und Schriftgelehrten weichen aus, entziehen sich dem Geist des Gesetzes, verfangen sich in seinen Buchstaben, und um das zu vertuschen, ersinnen sie im Lauf der Jahrhunderte ein gigantisches Paragrafengeflecht. So entsteht eine komplexe Religionsbürokratie mit einer stetig wachsenden Kasuistik, in welcher der ursprüngliche Geist und die ursprünglich einfache Botschaft des Gesetzes unter einer Flut von Wörtern, Theologengezänk, Lehrmeinungen und inflationär wachsenden Hervorbringungen verschiedenster Rabbinerschulen begraben wird und erstickt.

Jesus spricht das aus. Er legt die Axt an diesen religiösen Wildwuchs, legt die verschüttete Botschaft frei, verschafft dem Geist des Gesetzes wieder Gehör und lehrt sein Volk: Gesetzesgehorsam genügt nicht. Auch Demokratie hätte ihm nicht genügt.

Er verlangte viel mehr. Er baute ganz hohe Hürden auf, machte den Leuten eben nicht irgendwelche niederschweligen Angebote, sondern forderte höchstschwierig von jedem Einzelnen: Alles. Das ganze Leben. Dem reichen Jüngling, der alle Gebote hält, sagt Jesus: Gut. Schön, dass du die Gebote hältst, aber jetzt geh hin, und verkaufe alles, was du hast, und gib den Erlös den Armen. Da ging der Jüngling traurig weg von Jesus.

Ich will mehr von euch, sagt Gott, sagt Jesus, sagten schon die Propheten. Wenn Gott der Meinung gewesen wäre, dass es genüge, nicht zu stehlen, nicht zu lügen, nicht zu betrügen, nicht die Ehe zu brechen und nicht zu morden, hätte er aufs erste Gebot verzichten können. Hat er aber nicht. Gott will mehr.

Aber warum eigentlich? Warum hängt Gott die Latte so unerreichbar hoch für uns? Viele meinen, damit wir bequem darunter durchschlüpfen können. Aber so ist es leider nicht gemeint. Wir sollen tatsächlich drüberspringen, und Gott ist es ernst damit.

Es ist ihm ernst, weil es ihm damit ernst ist, die Geschichte der Menschen, die eine Geschichte der Verhängnisse und Katastrophen ist, zu einem guten Ende zu bringen. Er will endlich sein Reich errichten, und eben dazu braucht er ein Volk, das den anderen Völkern zeigt und vorlebt, wie man leben muss, damit das Leben aller gelingt. Gott hat eine Utopie, und um die zu verwirklichen, braucht er einen neuen Menschen.

Deshalb zielt Gottes ganzes Sinnen und Trachten von Anfang an auf das menschliche Herz, auf den ganzen Menschen. Nicht um eine bloß äußerliche Änderung des Verhaltens geht es, sondern um eine prinzipielle Änderung der Haltung.

Das Volk Gottes sollte eine Haltung entwickeln, die jedes Gesetz, jede Ausführungsbestimmung und jede Auslegung überflüssig macht. Aus freien Stücken sollte das Volk so leben, dass Gesetze, Polizei, Richter, Staaten und Regierungen überflüssig werden. Eine Kontrastgesellschaft sollte Israel werden, eine Gegenwelt, die sich für alle sichtbar von der normalen Welt unterscheidet. Man sollte sehen, schmecken, hören und riechen können, was das Reich Gottes ist.

Darum, sagt Jesus, muss jetzt dem Exodus Abrahams aus der Welt der falschen Götter und dem Exodus Moses und dessen Volk aus dem von Grund auf falschen System Ägyptens der Exodus jedes Einzelnen aus seinem von Grund auf verkehrten Leben folgen. *Das Land, das ich dir zeigen will*, heißt jetzt *Reich Gottes*. Die Einbürgerung erfolgt nicht mehr automatisch qua Geburt und der richtigen Volkszugehörigkeit, sondern erfordert die bewusste Entscheidung jedes Einzelnen. Und der Weg zur neuen Staatsbürgerschaft führt über Umkehr und Buße. Das ist gemeint mit Exodus. Umkehr und Buße sind nötig, erst dann kann es das gute, das richtige Leben geben, erst dann kann das Reich Gottes anbrechen in dieser Welt.

Buße, dieses altmodische, verbrauchte, vielfältig missbrauchte, den modernen Menschen kaum noch verständliche Wort, bedeutet etwas sehr Einfaches, was aber dennoch jedem Menschen schwer fällt, gerade dem modernen. Buße verlangt vom Menschen, die hohe Meinung, die er irrigerweise von sich selbst hat, abzulegen und sich einzugesethen. Die Welt ist, wie sie ist, weil ich so bin, wie ich bin.

Buße bedeutet die schockierende Einsicht, dass man es günstigen Einflüssen und Umständen, der bloßen Angst vor Strafe oder einem Mangel an Gelegenheit zu verdanken hat, wenn man nicht zum Lügner, Betrüger, Mörder oder Dieb geworden ist. Buße bedeutet, zu verstehen, dass man keinen Grund hat, auf den Zöllner, die Hure, den Opportunisten, die Heuschrecke, den korrupten Politiker, den Stasispitzel oder den bestechlichen Beamten verächtlich herabzublicken, denn möglicherweise wurde man nur durch ein günstiges Schicksal davor bewahrt, selber Mitglied dieser verachteten Gruppen geworden zu sein. Erst dann, wenn man verzweifelt in seine eigenen Abgründe geblickt hat, ist man in der Lage, Mördern, Spitzeln oder gar KZ-Aufsehern zu vergeben.

Jesus wusste nichts von der Evolution, aber er spricht die ganze Zeit so, als ob er etwas davon wüsste, denn sinngemäß predigt er den Menschen: Ihr, die siegreichen Nachkommen von Siegern über Sieger, die ihr nach einem Jahrmillionen währenden Ausscheidungswettbewerb zu den stärksten und raffiniertesten Siegern herangewachsen seid und nun über eine Kampfausstattung verfügt, die euch unbesiegbar gemacht hat, sollt diese Rüstung jetzt ablegen, denn ihr braucht sie nicht mehr. Längst habt ihr in eurer evolutionären Entwicklung einen Punkt erreicht, an dem eine weitere Steigerung eurer Kampfkraft keine weitere Steigerung eures Überlebensvorteils mehr darstellt, sondern in ihr Gegenteil umschlägt. Darum müsst ihr raus aus dieser Rüstungsspirale der Evolution. Abrüsten ist angesagt. Und was ihr jetzt braucht, ist etwas ganz anderes: Liebe. Sehende Liebe. Erkennende Liebe. Eine Verwandlung des Menschen bis ins Unbewusste hinein.

Vielleicht, sagt Jesus, war das Gebot der Gottesliebe zu abstrakt für euch. Darum sage ich euch jetzt, was es konkret bedeutet: Gott zu lieben heißt, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Schärfer noch: *Liebet eure Feinde; tut denen wohl, die euch hassen.*

Es ist eine radikale, unzumutbare, unerfüllbare Überforderung, mit der Jesus die Menschen da konfrontiert. Gottes ungeheurerlicher Total-Anspruch an den Menschen in heutigen Worten lautet: Riskiere den Exodus aus deiner Natur. Befreie dich aus der Sklaverei deiner Gene. Streife die Fesseln deiner Herkunft aus der Urhorde von dir ab. Höre auf, für deine Vitalinteressen zu kämpfen und beginne, für die Vitalinteressen deines Nächsten zu kämpfen. Zerstöre das Produkt der Evolution in dir. Lösche jene genetische Information in dir, die dazu geführt hat, dass sich die Kette deiner Ahnen durchsetzen und zuletzt dich hervorbringen konnte. Vernichte das Programm, dem du deine Existenz verdankst. Töte den alten Menschen in dir.

Das Sterben des alten, sündigen Menschen, symbolisiert durch die Taufe beim Untertauchen ins Wasser, ist also nicht nur symbolisch gemeint, sondern ganz real. Und das Wort für dieses Sterben lautet: Umkehr.

In dem Anspruch steckt auch ein Zuspruch: Du bist zwar ein Naturwesen, aber das musst du nicht bleiben. Du kannst, wenn du nur willst, gottebenbildlich werden. Du kannst umkehren und ein neuer, wiedergeborener Mensch werden.

Dort, wo die Menschen diese totale Kehrtwendung vollziehen und miteinander leben, entsteht das Reich Gottes, ein Reich mitten in der Welt, aber nicht von dieser Welt, kein nationalstaatliches Gebilde, sondern eine Exklave, in der andere Gesetze gelten als in der Welt. Und nur in dieser Exklave ist es möglich, nach den Regeln der *Bergpredigt* zu leben. In der normalen Welt wäre das völliger Unsinn. Wer dort nach der Bergpredigt zu leben versuchte, würde nur ausgenutzt, bis aufs Hemd ausgezogen, obendrein noch lächerlich gemacht und heimlich oder offen verspottet.

Die Bergpredigt ist auch nicht auf die Politik und den Staat übertragbar, denn der Staat kann ja nur drei Dinge: Geld verteilen, Gesetze machen und deren Einhaltung durchsetzen. Die Bergpredigt taugt daher nicht als Anleitung für einen christlichen Etat, und in Gesetze gießen lässt sie sich schon deshalb nicht, weil sie doch die Überwindung aller Gesetze bedeutet, auch die Überwindung des Staates.

Das Liebesgebot mitten in der Welt erfüllen zu wollen, wäre ebenfalls Unsinn. Das kann niemand aus eigener Kraft, und wer es dennoch versucht, weil er den Ehrgeiz hat, ein Heiliger werden zu wollen, wird meist nur ein unangenehmer, überheblicher, herrschsüchtiger Zeitgenosse, der seine Umgebung durch Sanftheit, Aufopferung und Altruismus zu terrorisieren versucht.

Die Kraft zur Liebe muss man sich schenken lassen. Sie wächst einem zu durch den Glauben, aber nicht zu Hause im stillen Kämmerlein, nicht im Büro, und nicht draußen in der normalen Welt, sondern nur in jener Exklave namens Reich Gottes, das sich nach dem Willen Jesu in der Gemeinde manifestieren soll.

In jenem Reich konnten die Jünger Jesu einander lieben, weil sie zuerst von Jesus geliebt wurden. Nach seinem Tod konnten sie die Liebe weitergeben an andere, und dabei machten alle miteinander die beglückende Erfahrung, wie revolutionär schön das Leben ist, wenn jeder seine Rüstung fallen lässt. Dann muss plötzlich keiner mehr fürchten, übervorteilt zu werden. Man muss nicht mehr um seine Stellung kämpfen, nicht mehr permanent darauf achten, dass einem jemand die Butter vom Brot nimmt, und nicht mehr an seinen eigenen Vorteil denken, weil die anderen daran denken. Die ganze Kraft, die man draußen in der Welt braucht, um sich gegen die anderen zu behaupten, die ganze

Energie, die wir für den permanenten Konkurrenzkampf verheizen, steht jetzt zur Verfügung für den Aufbau einer anderen Welt. Dort werden dann tatsächlich Kranke gesund und Gesunde erst gar nicht krank, die Blinden erlangen ihr Augenlicht zurück, die Verstummten ihre Sprache, und die Traurigen werden wieder froh.

Diese Erfahrung verwandelt den Menschen von Grund auf, bis ins Unbewusste hinein, ermöglicht jene sehende, erkennende Liebe, die nichts mit Eros, Sex, Ehe oder Elternliebe zu tun hat. Es ist Nächstenliebe, Agape, die höchst entwickelte Form der Liebe

Ich glaube daher, dass der christliche Glaube keine Wundergläubigkeit verlangt, keine intellektuellen Opfer, keine Erfüllung religiöser Pflichten, keine Askese, keine Riten, keine kultischen Handlungen, keine Befolgung irgendwelcher Fasten- oder Speisegebote und noch nicht einmal die Einhaltung moralischer Standards – all das ist nur Religion. Das Christsein dagegen ist etwas viel Anspruchsvolleres und etwas ganz anderes und verlangt darum viel mehr als nur religiöse Betätigung: das eigene Leben.

Gottes Anspruch an den Menschen ist so total, wie es sich im ersten Gebot ausdrückt: *Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir.* (2 Mose 20, 3) Und Jesus nimmt nichts davon zurück, sondern bekräftigt diesen Anspruch, wenn er sagt: *Niemand kann zwei Herren dienen: entweder er wird den einen hassen und den andern lieben, oder er wird dem einen anhängen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.* (Matthäus 6, 24) Gott duldet keine Aufspaltung des Menschen in zwei verschiedene Personen, von denen die eine werktags als Profi in der Bank den Gesetzen des Marktes gehorcht, und die andere sonntags als Freizeitchrist zu Hause in der Familie und in der Kirchengemeinde ein bisschen seinem Gott dient.

Da kann man nun fragen: Wie soll das denn gehen? Was soll ein Banker, ein Unternehmer oder ein Vorstandsvorsitzender den machen, wenn das Konkurrenzunternehmen Leute rausschmeißt, um die Rendite zu erhöhen? Die Antwort ist einfach: Sie müssen mitziehen, müssen ebenfalls Leute rauschmeißen, denn wenn sie's nicht tun, werden sie entweder gefeuert, oder das ganze Unternehmen wird über kurz oder lang aufgekauft oder vom Markt verschwinden. So ist nun mal das Gesetz, unter dem man in der normalen Welt da draußen steht.

Eben deshalb sagt Gott: Ich habe für euch ein anderes Gesetz, etwas Besseres als diese Konkurrenzgesellschaft, die beständig mehr Verlierer als Gewinner produziert und die Kluft zwischen Arm und Reich kontinuierlich vertieft. Ich will eine ganz andere Gesellschaft, aber eben dazu brauche ich jeden Menschen ganz. Mit Teil- und Freizeitchristen, die durch ihren Job im Alltag immer wieder genötigt sind, mir ins Handwerk zu pfuschen, kann ich diese andere Gesellschaft nicht aufbauen. Mit Viertel-, Halb- und Bruchstückchristen lassen sich allenfalls die Kollateralschäden der Konkurrenzgesellschaft reduzieren oder reparieren. Nur sonntags von einer anderen Welt träumen, in der andere Gesetze gelten, das reicht nicht. Man muss aufwachen und werktags anfangen, den Traum zu realisieren.

Aber das ist ein Wagnis, ein Abenteuer, es ist nichts für Vorsichtige, nichts für Leute mit schwachen Nerven, nichts für Ängstliche, nichts für Bequeme – mit einem Wort: Es ist nichts für die Masse, und damit sind wir bei einer jüdisch-christlichen Eigentümlichkeit, die in unseren Volkskirchen in Vergessenheit geraten ist und nicht weiter ernst genommen wird: das Gesetz der kleinen Zahl. Es gibt zwei Milliarden Christen auf der Welt, aber eigentlich ist das Christentum ein Minderheitenprogramm, und obwohl es dem Glauben um egalitäre Verhältnisse geht, ist er elitär.

Seinen Jüngern sagt Jesus: *Ihr seid das Salz der Erde.* (Matthäus 5, 13) Salz, nicht Zucker. Implizit meint das: Eine Prise genügt. Zu viel wäre gar nicht so gut. Wenige nur braucht Gott. Eine kleine Elite genügt ihm, ein kleines feines Trüppchen, dem Gott sagen kann: *Ihr seid das Licht der Welt.* (Matthäus 5, 14)

Das klingt zunächst verblüffend. Will Gott denn nicht alle in seinem Reich versammeln? Legt er auf die große Masse gar keinen Wert? Doch. Alle sollen gerettet werden. Aber dafür ist es nicht nötig, dass alle sich bei dem Versuch überfordern, der Radikalität der Bergpredigt gerecht zu werden.

Jesus predigte das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: *Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.* (Markus 1, 14-15) Jesus sagte nirgends: Folgt mir nach und werdet meine Jünger.

Das hat er nur den zwölf gesagt, die er berief. Von ihnen verlangt er das Ganze, alles, die radikale Nachfolge. Von der Ehebrecherin dagegen verlangt er nur, dass sie hinfort nicht mehr sündigt.ⁱ Auch vom Zöllner Zachäus verlangt er keine Nachfolge, sondern zeigt sich einverstanden mit dessen Vorschlag, in Zukunft die Hälfte seines Vermögens den Armen zu geben und zu Unrecht eingetriebenes Geld vierfach zurück zu erstattenⁱⁱ. Aber Zachäus kann seinen Beruf weiter ausüben. Seinen Jüngern hat Jesus das verwehrt, die mussten ihre Berufe aufgeben. Den toten Lazarus erweckt Jesus zu neuem Leben. Wenn einer Grund gehabt hätte, alles stehen und liegen zu lassen und Jesus ganz nachzufolgen, dann Lazarus. Aber Jesus verlangt es nicht, und Lazarus tut es nicht.ⁱⁱⁱ

Gott weiß, dass die Menschen verschieden sind, und dass er daher nicht von allen dasselbe verlangen kann. Er verlangt Verschiedenes, aber immer Entschiedenheit. Die Vielen, denen Jesus geholfen hat, die ihm regelmäßig zuhören oder sonstwie mit ihm zu tun hatten, stehen entschieden zu ihm, fühlen sich ihm eng verbunden. Sie sympathisieren mit ihm, unterstützen ihn, laden ihn in ihre Häuser ein, bieten ihm Übernachtungsmöglichkeiten, richten ihr Leben an seinen Maßstäben aus, denken in seinem Sinne, aber bleiben zu Hause. Nur wenn er gerade zufällig vorbeikommt und irgendwo predigt, verlassen sie ihre Häuser und hören ihm zu. Oft heißt es, wenn er mit seinen Jüngern irgendwo aufkreuzte: Eine große Volksmenge folgte ihnen.

Es gibt also Jesus und die zwölf, und es gibt „die Volksmenge“ und Einzelne unter ihnen, die aus der Menge hervortreten und ihn fragen, mit ihm diskutieren oder sich – meistens – von ihm helfen lassen. Das heißt: Es genügt, dass wenige vorangehen. Und das ist jetzt das für mich Tröstliche an dieser Geschichte. Ich, der kleingläubige, zweifelnde Durchschnitts-Christ muss gar nicht so radikal leben, wie die Jünger. Ich kann mich auch der Volksmenge anschließen. Das ist das niederschwellige Angebot, das Jesus für mich bereit hält.

Aber: Aus der Volksmenge muss von Zeit zu Zeit einer sagen, es genügt mir nicht mehr, Teil der Menge zu sein. Ich will aufrücken in den Kreis der zwölf. Ich will die Hürde nehmen und mein Leben drangeben.

Nur wenn das von Zeit zu Zeit passiert, wird die Sache Gottes weitergehen. Dann strahlen die Wenigen auf ihre Umgebung aus wie ein Licht im Dunkeln. Eine Kerze vertreibt nicht die Finsternis, und doch leuchtet sie weit in die Dunkelheit hinein und liefert allen, die im Dunkeln leben, einen Punkt, an dem sie sich orientieren können. Eine Stadt auf einem Berg besitzt nur eine geringe Ausdehnung, und doch ist sie weithin sichtbar und strahlt auf ihre Umgebung ab, verändert sie so, wie ein bisschen Salz den Geschmack der ganzen Suppe verbessert.

Damit diese geringe Menge nicht ausstirbt, muss man der großen Menge, der Volksmenge die Geschichten erzählen, die ich so eben erzählt habe. Zum Beispiel in der Citykirche.

Aber man kann einen, den man so eben von der Straße geholt hat, natürlich nicht gleich mit dieser schweren Kost füttern, da haut der sofort wieder ab. Also muss man die Geschichte niederschwelliger erzählen.

Und mit einem Beispiel, wie man diese ganze Geschichte niederschwelliger erzählen könnte, will ich schließen. Es ist die niederschwellige Geschichte der Freiheit in fünf Minuten: Vor ungefähr 3.200 Jahren haben sich ägyptische Sklaven die grundlegende Frage gestellt, warum es eigentlich Herren und Sklaven geben muss. Und sie kamen zu dem Schluss: Es gibt keinen richtigen Grund dafür. Und darum sagten sie sich: Der Pharao kann uns mal, wir hauen jetzt einfach ab.

Das war allerdings nicht ganz einfach und nicht ungefährlich. Die Flüchtenden wurden von den Truppen des Pharaos verfolgt, aber auf wundersame Weise gerettet, deshalb dachten sie, das muss ein Gott gewesen sein, der uns da gerettet hat. Dieser Gedanke stellte sich im weiteren Verlauf als richtig heraus, denn mitten in der Wüste sagte dieser Gott zu ihnen: Ihr seid jetzt mein Volk, und jeder von euch ist mir gleich lieb, und das könnt ihr ruhig herumerzählen.

Und so verbreitete sich in der Welt die unerhörte Idee: Alle Menschen sind frei und gleich. Der ägyptische Pharao in seiner ganzen Pracht zählt vor Gott nicht mehr als der Ziegenhirt in seinen Lumpen. Natürlich hat die Menschheit eine Zeit lang gebraucht, um so einen Gedanken zu verdauen. Er war einfach zu groß, um ihn auf einmal und quasi über Nacht zu verwirklichen.

Sogar den Urhebern dieser Idee, den ehemaligen Sklaven aus Ägypten, war die Sache nicht ganz geheuer, weshalb sie die Freiheit und Gleichheit vorsichtshalber zunächst mal auf sich selbst beschränkten. Die anderen waren Heiden, als solche unrein, also nicht ganz so gleich, und daher durfte man sich mit denen nicht vermischen. Und die Frauen, gänzlich andere Wesen als die Männer, konnte man sowieso nicht für voll nehmen, denn sie zählten ja, wie das Vieh, zur persönlichen Habe der Männer.

Unabhängig von den Juden haben zur gleichen Zeit die Griechen ebenfalls behauptet, die Menschen seien gleich. Aber auch sie hatten ihr Kleingedrucktes, beispielsweise die Barbarenklausel. Die bezog sich auf die fremden Völker mit ihren komischen Sprachen, die allesamt klangen wie *bar bar*, deshalb hießen sie Barbaren, und die waren natürlich nicht ganz so gleich wie die Griechen. Und: Der Grieche arbeitete nicht so gern. Dafür hatte man seine Frauen und Sklaven. Die konnten daher auch nicht so richtig gleich sein.

Aber dann kam Jesus und sagte: Doch, doch, das mit der Gleichheit hatte der liebe Gott von Anfang an schon ganz universal gemeint. Auch Sklaven und Frauen sind Menschen. Schock im Establishment. Skandal, riefen die Hüter der alten Lehre, der Kerl muss weg, und daher nagelten sie ihn der Einfachheit halber ans Kreuz und machten die Erfahrung: Man kann zwar die Urheber revolutionärer Ideen umbringen, aber nicht die Ideen.

Und so kam Paulus und verbreitete die Idee mit der Freiheit und Gleichheit im ganzen römischen Reich, erhielt dadurch sehr viel Zulauf von Frauen und Sklaven, die jetzt einfach alle mitredeten, so dass dem Paulus angst und bang wurde und er sagte: Das Weib schweige in der Gemeinde, und der Sklave diene weiter seinem Herrn.

Nach Paulus kam die Kirche und antwortete auf die Frage, ob denn die Menschen tatsächlich alle frei und gleich seien: Im Prinzip ja. Aber nur vor Gott. Nicht vor dem Kaiser. Und erst nach dem Tod. Im Himmel. Hienieden begnüge sich bitte jeder mit dem Platz, der ihm vom Allerhöchsten zugewiesen wurde und erarbeite sich seine Planstelle im Himmel. Die Mägde und Knechte dienen also weiter ihren Herren, die Frauen ihren Männern und die Männer ihrem Papst und ihrem Kaiser. Und damit herrschte rund anderthalb Jahrtausende Ruhe.

Bis Luther kam, mit den Leuten Deutsch sprach und die Bibel ins Deutsche übersetzte, sodass auch die Bauern ihn und die Bibel verstanden. Dann schrieb er ein Buch über die *Freiheit eines Christenmenschen*, das die Bauern noch besser verstanden, besser als es Luther lieb war, denn nun zettelten sie einen Aufstand an gegen die Obrigkeit, und nun war es Luther, dem angst und bange wurde, sodass er sich selbst dementierte mit der neuen Schrift *Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern*, über die er sagte, [...] *man soll sie zerschmeißen, würgen, stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund erschlagen muss*. Für die nächsten zweieinhalb Jahrhunderte lautete die Losung wieder: *Seid untertan der Obrigkeit*.

Dann kamen die Franzosen und taten so, als ob sie die Erfinder von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit seien, entledigten sich ihrer Obrigkeit mit Hilfe der Guillotine und verbreiteten ihre Erfindung in der ganzen Welt.

Waren nun alle gleich? Nein, sagte Karl Marx, es gibt noch immer Ungleiche, die ausgebeutete Klasse der Arbeiter. Und so haben die Arbeiter angefangen, sich zu Menschen emporzuarbeiten.

Jetzt waren wirklich alle gleich. Fast alle. Genau genommen eigentlich nur der weiße Mann. Frauen waren noch immer keine vollwertigen Menschen. Und die nicht-weißen Menschen in den Kolonien und in Amerika, wurden, wenn sie schwarz waren, versklavt, wenn sie rot waren, abgeknallt, und der Rest wurde ausgebeutet, so lange, bis sie sich dagegen wehrten und sagten: Wir sind auch Menschen, und darum sind wir auch frei und gleich. Und dann wurden sie es auch.

Zuletzt waren es tatsächlich nur noch die Frauen, die als Ungleiche übrig geblieben sind. Ihnen fiel eines Tages auf, dass immer nur sie es sind, die den Kaffee kochen und das Klo putzen, während ihre Männer draußen von Freiheit und Gleichheit schwadronieren. Weiter fiel ihnen auf: Er ist es, der das Geld hat, dem das Haus gehört, das Auto und die Ferienwohnung am Meer. Ihr gehört nichts. Er hat eine Altersversorgung, sie nicht. Und bei der Heirat muss sie den Namen ihres Mannes annehmen.

Diese Entdeckung führte zum Feminismus und der Forderung: Die Hälfte der Welt für die Frau. Seitdem kämpft die letzte der unterdrückten Gruppen um ihre Menschwerdung. In dieser geschichtlichen Phase stecken wir gerade, und sie wird erst beendet sein, wenn in Rom eine schwarze Kardinalin zum Papst gewählt wird.

- ⁱ Johannes 8, 11
- ⁱⁱ Lukas 19, 8
- ⁱⁱⁱ Johannes 11